

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Das bist du.

Von Fritz Müller.

Wir begegneten einem Dieb. Sie hatten ihn gefesselt. Links und rechts ging ein Schuhmann. Die Leute blieben stehen. Alle sahen ihm nach. Der Dieb war längst fortgebracht. Aber einige von den Leuten standen noch immer da und schauten. . . .

Wir saßen im Gerichtssaal auf den Zuschauerbänken. Dort vorne verhandelten sie über einen Mord. Schwarze Roben durchschnitten senkrecht den großen Raum, Brillen blitzten, Akten raschelten. Zwischen Mauer und Holz stand ein Mann und nahm den Urteilspruch entgegen. Dann führten sie ihn hinaus. Auch die schwarzen Roben gingen fort. Nur auf den Zuschauerbänken saßen noch immer Leute und starrten nach dem leeren Platze zwischen Wand und Holz.

Wir waren zu einer Tasse Tee eingeladen. Die Leute saßen herum und redeten. Wirt und Wirtin mühten sich um die Gemütlichkeit. Auf einmal sagte einer etwas sehr laut. Seine Frau widersprach. Er wurde höhnisch. Sie wurde bleich. Und auf einmal schoß eine ruhende Flamme auf zwischen den beiden. Käfige brachen. Die wilden Tiere einer ebelungen Gefangenschaft sprangen mit wildem Gekläff in den Salon. Dann gingen die beiden fort. Und wir zurückgebliebenen mühten immer wieder auf die beiden leeren Plätze sehen. . . .

In einer schwülen Sommernacht sah ich am Fenster. Scheu strich ein Mann vorbei. Dann kam er wieder, immer wieder. Es war, als säße ihm ein Tier im Nacken, das ihn im Kreis herumtrieb. Und einmal sah er unter der Laterne aufwärts. Blutverschossene Augen meinte ich zu sehen. Die sahen mich in dieser Nacht aus meinen Träumen an, unverwandt. . . .

Und wieder einmal sah ich meine alten Bücher durch. Da stand ein dümmes, verstaubtes Büchlein in der Ecke zwischen einem Lexikon und einer Kinderfibel. Und als ich das dünne schwarze Büchlein aufschlug, war es mein alter Katechismus aus der Schulzeit. Fettgedruckt stand da auf einer Seite:

Du sollst nicht stehlen.

Du sollst nicht töten.

Du sollst nicht begehren. . . .

Da war es, daß ich mich in eine Ecke setzte und durch die Lettern in die Weite starrte. Da verblaßte das Töten, das Stehlen, das Begehren. Nur „Du sollst nicht“ blieb, schwoll an und wurde drohend wie ein aufgeregter Zeigefinger, knickte ein und verschwand. Und als „Du sollst nicht“ ganz verschwunden war, tauchte das Stehlen, das Töten und Begehren ohne die Verneinung wieder auf, bekam langsam Farbe und sah mich fragend an.

„Ich verstehe euch nicht“, sagte ich.

Aber immer weiter sahen sie mich fragend an.

„Aber wenn ich euch doch nicht verstehe!“ sagte ich ungeduldig.

Sie aber wandten ihre dunklen Augen nicht von mir ab. Auf einmal wußte ich's. Die stummen Augen wiesen auf die Straße, wo sie damals den Dieb gefesselt führten, wiesen in den Gerichtssaal, wo sie gegen den Mörder verhandelten, wiesen in den Salon, wo eine Ehe in die Brüche ging, zeigten auf den Mann unter der Laterne. . . .

Da fiel mir ein alter Spruch ein: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene.“ Das wollte ich sagen. Und tief aufatmen wollte ich auch. Aber ich kam nicht dazu. Denn eine andere Welle überstürzte diese und zerstörte sie und schäumte mir ins Ohr: „Du Heuchler!“

„Warum soll ich ein Heuchler sein?“ sagte ich unsicher. Aber die Welle schlug mir den Katechismus aus der Hand,

nahm mich auf den zottigen Rücken, spülte mich auf die Straße, wo sie den Dieb noch immer festgefesselt führten, und dröhnte:

„Das bist du!“

„Ich?“ sagte ich beleidigt.

Aber die Welle antwortete mir nicht, sondern schwemmte mich in den Gerichtssaal vor den Mörder und dröhnte wieder:

„Das bist du!“

„Ich habe nie gemordet!“ beehrte ich auf.

Aber die Welle antwortete wieder nicht und schleifte mich durch den Salon vor zwei leere Stühle, warf mich an den Laternenpfahl. . . .

„Das bist du — das bist du . . .!“ schäumte sie immerfort. Und es war zuletzt ein dunkles Rauschen. Und wie ich mich umfah, war die Welle um mich fort und rauschte drinnen in meiner Brust. Da wurde ich ruhiger und hörte ihr zu mit verschränkten Armen und verschränktem Herzen. Und das ist es, was sie mir erzählte:

„Hast du vergessen“, rauschte sie, „hast du vergessen, wie dein Blut in jungen Jahren dampfte? Wie seine rote Säule stieg und stieg, an nie geschauten Tore klopfte, trommelte und schlug? Vergessen, wie es deine klaren Augen überströmte? Was schied dich von dem Manne unter der Laterne in der schwülen Sommernacht? Nicht das Tier, das ihm und dir im Nacken saß. Nicht die Gedanken, welche ihm und dir im gleichen Zirkel eures Blutes kreisten. Nur eine schmale Scheidewand schied euch: die Tat. Und hast du wirklich schon vergessen, wie diese letzte Scheide dünn und immer dünner wurde und zuletzt ein Gazeschleier ward, durch den die glühenden Augen der Tat zu dir herüberbrannten? Ein Schrittchen noch, ein winzig kleiner Schritt — was konntest du dafür, daß da im letzten Augenblick ein Rosenstrauch auf jener harten Grenze aufschloß und dich barg? Weißt du das nicht mehr?“

„Ja“, bekannte ich, „ich weiß.“

„Und hast du vergessen“, rauschte es weiter, „hast du vergessen, wie einmal eine fremde Hand in dir schürfte und eine Aber plötzlich in dir bloßlag, die zum letztenmal bei deinem Vorjahr aus der Landsknechtszeit ans Freie kam? Weißt du, wie die Habsucht dich umschlingen wollte? Was schied dich damals von dem Mann in den Fesseln? Nicht die Krallen der Gedanken, die bei dir und jenem gleichgerichtet waren. Und was kamst du dafür, daß eine letzte Hemmung dich bewahrte? Woher kam dir diese Hemmung? Sage und bekenn!“

„Von ungefähr“, bekannte ich, „ich weiß.“

„Und hast du vergessen, wie die Messer deiner Jugendträume troffen von dem Blut heiß gehakter Feinde? Oder hätten in deinen Käfigen noch niemals wilde Tiere geknurr? Hättest du es noch niemals fernher heulen hören — das Heulen ausgehungarter Tiere? Hättest du noch nie vor deinen eigenen Käfigen gestanden und vor weißen Augen geschauert, durch die sich Blutgefäße zog, erstarrten Blüten gleich? Was konntest du dafür, daß jene Eisenstangen an deinem Käfig etwas stärker waren als bei jenem Mörder? Ist es dein Verdienst? Ist es ein Zufall? Sage und bekenn!“

„Ein Zufall“, bekannte ich, „ich weiß.“

„Bekennst du weiter, daß du verwandt mit allem Bösen bist, auf welches immer Finger wiesen?“

„Ja“, bekannte ich, „ich wohnte Wand an Wand mit ihm.“

„Willst du gestehen, daß es keine böse Tat auf Erden gibt, zu der von dir nicht Fäden hingegangen wären? Zu der du nicht auch fähig warst, wenn es dem Maschentrüpfel nur gefallen hätte, diese Fäden in dich einzuschlagen — gestehst du das?“

„Ich gestehe es und schäme mich.“

„Schämst dich? Bovor?“

„Vor den andern.“

„Du fort die Scham. Da ist kein Mensch auf Erden, der nicht ins gleiche Neg dunkler Gewalten eingeknüpft wäre.“

„Dann sind wir samt und sonders schwer geschlagen.“

„Sag das nicht und schau tiefer.“

Und ich schaute tiefer und ging den Strängen an die Wurzeln nach. Da sah ich, daß alle Missetat und alles Große aus einer Wurzel sprossen, und daß es keinen Mörder auf Erden gibt, der nicht mein Bruder ist.

## Kämpfe am Meeresboden.

Von Alwin Rath.

Tief bin ich hinabgetaucht in die Kristallhelle des gründurchhauchten Salzwassers der Meeresflut. Mit vollgepumpten Lungen schwimme ich in langen Stößen wie ein sacht streifender junger Hai meinen grünlich voranstrubelnden Händen nach durch den glasigen Raum, aus dem braunleuchtende Langwälder mit unheimlich großen, unheimlichen Nachtgrotten mir entgegendüstern. Goldige Ränder kimmern im Glühen der alles durchflammenden Sonne von jenseits dieses stillen, erhabenen Reiches um diese finstergraulichen Eingänge zu den unterseeischen Wäldern, die wie gigantische Moosschwämme, wie schlafende Ungeheuer der Vorzeit, deren schreckeinsflößende Formen unser Auge nie gesehen, sich in gewaltiger Massigkeit vom muschelüberglüherten Boden emporwölben.

Immer wieder, sobald sich mein Herz beruhigt, fliege ich, mit entzücktem Auge die unterseeischen Sonderbarkeiten betrachtend, in die fast luftklare flüssige Tiefe hinab. Ein Lebendiges glaube ich dort mit schauerndem Blick erspäht zu haben. Diesmal sehe ich es klarer. Ein monströses Grauenwesen, wie es nur Schauermärchen der alten Völker ausgesonnen, regt sich nebenan unter mir im braungrünen Dämmerlicht des Meeresgrundes am rötlich überseimten, wie von Menschenblut überflössenen, hundertlächrigen Felskloben, regt sich in zuckenden, scheußlichen Wallungen mit den vielen Bleitippen seiner gallertigen, warzenbesetzten Arme. Mit Armen reckt es sich da empor, so ungläublich häßlich, so schreckeinsflößend, wie sie sonst nur aus den Folterodgründen unserer Schimmfäden, uns in Schweiß und Entsetzen badenden Nachtträume emporquellen.

Ein Untier, aus dessen Maul viele schmale, unendlich lange Jungen uns im Traum entgegenlecken, die hungrig, wie im Tanz der Frecklust, uns umflattern, die merkwürdig große weiße Zähne unter sich spielen lassen, Gebilde wie Teller, auf denen wir verpeißt werden sollen, die sich an uns festhaken, daß uns der Atem schwinden will, und die jetzt nur einem dicken, klöbigen, scheußlichen Saft Platz geben, auf dem ein paar höckerige Glogaugen wie von zwei Bergen uns gierig entgegenflühen, der sich jetzt aufstut, um uns zu verschlucken — dies fürchtbare Hirngespinnst unserer Mächte, dies „Idealbild“ der Traumängste, hier ist es nüchterne, pure, saßbare Wirklichkeit des Tages, in dem dort am Felsen himmorgenden Klotz mit Augen und mit überallhin ausquellenden Gallertarmen: im Tintenfisch, in der Mochuseledone. Die vordersten Wurmspitzen dieser ekelhaften, an vorwärts sich schlängelnde Vipern so sehr gemahnenden diesen Saugarme spielen jetzt über einen Felsendübel hinüber, hinter dem ein kolossaler Hummer sich angenehmeren Träumen hingibt, als dem, der da heimlich über ihn kommt.

Als fasse ihn das Grauen, faßt er jählings um einen halben Meter zur Seite — mit wilderem Jucken könnte er nicht aus dem brodelnden Kochtopf springen — seine geradezu über irdische Dimensionen hinausgehenden Scheren hält er abwehrend und kampfbereit vor sich! Dann aber zieht er es vor, gravitatisch diesem Schauderabild, der da vorbeistartet und fliehet, aus dem Wege zu gehen. Freilich mit einer gewissen Würde und feierlichen Gravität tut er das — trägt seine respektablen Scheren in stolzer Ruhe davon, nach dem großen Steinloch unten am Felsen, wo ich ihn schon beobachtete und er in seiner erseffenen, ausgebuddelten Kühle seine Waffen geruhig zusammenlegt. Er sieht nur noch etwas mit seinem kleineren Greifwerk vorm Maul das Wasser nach einem kleinen Hopfen durch, wie sie da in Form vieler schmaler, winziger, blaß durchsichtiger Garnelen mit unsäglich stinken, munteren Rudersfüßen um die Höhlen des Gewaltigen flühen. Er gibt sich wieder seinen Träumen hin, angenehmeren Träumen als dem, der da über ihm mit schleichenden, sich schleimig durcheinanderkräuselnden Wiperarmen herabtafelt.

Seht kräufelt die erste vortastende Wurmspitze um einen der verträumt etwas niederhängenden Fühler des Hummers. Wild fährt der aus seiner Träumerei auf, schüttelt sich den schmierigen Spinnwebfaden beiseite. Da greift der Spinnwebfaden über die Schere hin — der massige Kopfsack der Eledone hängt schon direkt über der ausgebuddelten Kühle — jetzt tastet der vorschiebende Faden, dieser „Bionier“ am Meeresgrund, in die etwas offener Schere des Gewaltigen hinein, der nur an seine kleinen munteren Garnelschen denkt und wie süß sie sich ausaugen lassen.

Der Spinnwebfaden weht sich um die Schere herum, zieht an, zieht die Eledone, die übrigen quellenden Flatterarme nach sich, über den Träumer herab.

Da kneift die Schere jählings zu, kneift den Arm ab!

Ein dunkles Schaudern, als bräche Tinte aus jeder Barze, fliehet blitzschnell durch den zusammenzuckenden Schleimkumpen. Gleich folgt ein fahles, gelbes Licht, das wie ein Schwefeldampf durch die die Barzen die aufblühende Schlingherhaut des von giftigem Schmerz durchbebt Tieres hinstadert. Dann ist der ganze Körper dunkel, wie von schwarzem Grimm überstutet. Einen Augenblick stürzt sich das dem Hummer gewiß nicht gewachsene Tier

mit der Wut der Verzweiflung — es kann den Arm nicht aus der Schere befreien — auf dies Rarterwerkzeug, auf den Kopf, auf den sich etwas erschreckt zusammenkrümmenden Hinterleib des kneifenden Hummers. Sie sucht ihn mit ihren plötzlichen zielbewußt von allen Seiten zuschießenden Saugarmen einfach gänzlich zu umklammern. Mit rudenden Bewegungen unternimmt sie das Lächerliche, diesen gepanzerten Giganten zu zerreißen.

Gleich aber hat jetzt der Ueberfallene, obwohl er fast ganz von dem Krabbelwerk dieser arbeitenden, schlängelnden, pressenden, sich einsaugenden und aufbäumenden Arme umschlossen erscheint, seine rechte Schere gänzlich freigemacht. In heftigem Schubs fliegt er, wie geschleudert, aus seiner Kühle, schnappt jetzt gleich zwei von vorn über ihn niederpeitschende Arme fest. Das gummiartige Zeug will nicht gleich durch. Sand stäubt durch das Wasser wolkig empor. Winzige kleine Krabben, sie krabbeln wie erschreckte Wanzen morgens im Bette, wenn der Riese Mensch sich regt, stürmisch nach allen Seiten davon.

Ich kann den Atem nicht mehr halten, das Blut hämmert mir in den plätzend vollen Schläfenadern. Ich muß wieder hinauf. Als ich zurückkehre, sehe ich: unter dem betäubenden Schmerz der noch immer einschneidenden Schere lassen alle Arme des festgefogenen Klohes, der in den heftigsten Wallungen des ganzen Körpers in wildester Erregung atmet, wie ein schauerlicher Dampf auf den emporstäubenden und sich hin und her wälzenden Hummer hocht und aus Augen quakt, die gleich vor Feuer und Qualen zersprühen werden, lassen plötzlich alle Arme los und in stürmischem Fluge will der Tintenfisch mit mächtig zurückgepeitschten Armen von der bösen Kneifzange los.

Er reißt aber nur den Hummer an den beiden festgekneifenen Saugsträngen so herum, daß die andere, nun freie Schere fast an das Ende seines Kopfsackes fliegt. Und der Hummer mühte nicht mehr wissen, was eine Schere ist, wenn er da nicht hineinfrüzel! Weit öffnet sich der gezähnte Klotz der Zange, quillt tief in das wampelige Zeug dieses Kopfsäcklers. Der stößt einen dicken schwarzen Dunst wie einen Todestruerflor um sich. Wiederum stattert es wie von Schwefeldämpfen gelb durch den zerschnittenen Kopf — und dann sind die böse um den Sieger noch in schwebendem Wogen herumphantasierenden Arme bald der Reihe nach abgeschnitten, liegen wie ein Haufen toter, noch zuckender Schlangen über und unter dem schlapp gewordenen Kopfsack, und der Hummer atmet mit dem wehenden, jetzt höchst beweglichen, offenbar appetitküsternen Kauwerk daran, sein wohlverdientes Mahl zu halten.

(Aus dem Bande: „Wie sie sich lieben . . .“, worin unser Mitarbeiter A. Rath einige seiner anschaulich lebendigen Vortragsabhandlungen gesammelt hat. Verlag Alwin Hahle, Dresden.)

## Vision.

Von Emil Rath-Schönholz.

Wenn mich arbeitschwere Füße heimgetragen haben und ich in der Dämmerung mit hartem Knöchel dreimal an die Tür klopfte, öffnet mir Frau Sorge. Ihre noch junge Gestalt fliehet in der Dämmerung grauem Licht leicht und doch schwer daher. Ihr Antlitz ist noch jung und trägt doch schon kleine Falten zwischen Auge und Schläfe, zwischen Mund und Wange. Sie lächelt, und hinter ihrem Lächeln liegt doch der Abglanz eines Leides, das auf Millionen lastet. Und Frau Sorge lüßt mich fest auf Stirn und Mund und zieht mich hinein in den helleren Schein des Zimmers — und ich sehe, daß es gar nicht Frau Sorge ist: es ist meine Frau.

Und dann stehen wir am Bettchen unseres Kindes, das spielmüde in Schlaf versank, und beugen uns Haupt an Haupt darüber. Und der Schatten von Frau Sorge fällt verschwommen und grau auf das bleiche Gesichtchen unter uns, und die kleine schmale Brust atmet schwer unter unsichtbarem Alb. Mein Herz pocht dumpf, und sanft ziehe ich Frau Sorge hinweg, damit die müden Lider sich nicht vorzeitig heben.

Frau Sorge, wie warst du noch jung vor wenig Jahren, als wir gemeinsame Kraft und heißen Willen in die Wagsschale warfen zum Kampf gegen Alltagsnot. Wir fühlten uns beide als Sieger. Die Kraft unserer Arme schärfte sich im steten Ringen um Allernotwendigstes und Notwendiges. Und wenn sie einmal müde werden wollten — ein Blick von Auge zu Auge, ein leises Lachen von Mund zu Mund: Nicht müde werden! Wir zwingen's schon!

Wir fühlten uns als Sieger und waren schon bezwungen. Jemandwo in der Seele nistete sich eine kleine Plage ein, unmerklich, und wuchs heimlich, nannte sich Not und vergiftete langsam Tag für Tag. Brot wollte bitter werden, Zucker Salz. Frau Sorge, du kämpfst einen tapferen Kampf, Tag um Tag standest und stehst du auf dem Schlachtfelde der Zahlen, auf dem Kampfsplatz der Not. Und ich sehe beschämt deine Wunden. Es sind nur kleine Falten zwischen Auge und Schläfe, zwischen Mund und Wange, Wunden ohne Blut . . . ohne Blut? Sie haben uns Herzblut gekostet.

Darum ist unser Kind so blaß. Schon in deinem Schoße, Mutter, schlief es im Schatten der Sorge. Wenn es erwacht, wird auch sein Blick schon getrübt sein von ihrer Dämmerung.

Wenn mich arbeitschwere Füße heimgetragen haben und ich im Abendgrauen mit hartem Knöchel dreimal an die Tür poche, öffnet mir Frau Sorge . . .

Brüder, habt ihr nicht auch alle Frau Sorge daheim?

## Einig!

Jeden Morgen gingen wir die gleichen Wege,  
Brüder, Schwestern, in den Werkfaal, ins Bureau,  
Daß sich Hirn und Hand in neuem Schaffen rege,  
Unter einem Muß, in einer Sehnsucht froh.

Standen jeder dann am Arbeitsplatz, und jeder  
Schuf mit gleichem Stolz und trug das gleiche Leid:  
Jeder Hammerschlag und jeder Zug der Feder  
Hymnus auf das Werk und auf die Einigkeit.

Abends aber, wenn uns rief die Feierstunde,  
An dem Werk zu bau'n, um das die Sehnsucht rang,  
Wirkten wir nicht mehr vereint in einem Bunde,  
Denn uns trennte eine Mauer, Streit und Jank.

Gleiches Schicksal hatte immer uns umschlungen,  
Eine Not verband uns und das eine Ziel;  
Zwietracht teilte uns. Die Zwietracht ist bezwungen,  
Reicht die Hand und jubelt, denn die Mauer fiel!

Mutbesess, voll Stolz und Freude sel nun jeder,  
Ruft das eig'ne Werk, zu rascher Tat bereit:  
Jeder Hammerschlag und jeder Zug der Feder  
Hymnus auf das Werk und auf die Einigkeit!

Walter Schenk.

## Entpakter Bräsig im Berliner Zoologischen Garten.

Der Berliner Zoologische Garten, der kürzlich seine Pforten schloß, war der Schauplatz eines der Abenteuer, die der Entpakter Bräsig auf seiner Reise nach Berlin erlebte. Unkel Bräsig, eine der Hauptpersonen, die in Frh Reuters Werken leben, ist von dem Dichter mit liebevoller Wärme, mit größter Naturwahrheit geschildert worden. Der Leser sieht ihn in greifbarer Gestalt vor sich stehen, er hört seine Sprache, die ein spähiges Gemisch von Hochdeutsch und Platt ist und Fremdwörter immer an der falschen Stelle und in falscher Aussprache anwendet, eine Eigenart, die auch heute noch Bräsig's Landsleuten eigen ist. Dieser Unkel Bräsig kommt auf einer Reise, die eigentlich nur bis Riger-Bromberg (Neu-Brandenburg) gehen sollte, nach Berlin. Alles ist ihm hier neu; schon die Fahrt auf der Eisenbahn, dann die Gasbeleuchtung, das Schloß, das „Museum“, die Schloßbrücke, das Brandenburger Tor und vor allem der Zoologische oder zotologische Garten oder wilden Tiergarten, wie er ihn nennt.

Nach manchem Irrweg kommt Bräsig auch glücklich in den Garten. Allein hier macht ihm das Innehalten der richtigen Reihenfolge in der Besichtigung der Tiere einige Mühe. „Es stehen nämlich an den Wegen lauter Wegweiser, die immer von einer Kreatur zur andern zeigen, wobei man sich aber in acht nehmen muß, daß man keine überschlägt, wie mich das passiert ist; denn dann kann es geschehen, daß man total in Biefsternis kommt, und daß man, wie ich z. B., einen Eisbären für eine Vöfelgans hält.“

„Sehr verschiedene Wertwürdigkeiten sind nun in diesem Garten“, berichtet Unkel Bräsig seine Abenteuer weiter, „meistens vierfüßige, aber auch Vögel und Ungeziefer.“ Auch eine kleine Löwenzucht haben sie einrichten wollen, wie er gehört hat; „es ist aber nicht gegangen, weil mang die drei Löwen keine Löwen-Sie gewesen ist.“ Aus der Vogelwelt war es ein Bewohner, der ganz besonders seine Aufmerksamkeit erregte. „Ferner war hier auch eine Art von Vogel-Strauß zu sehen, der sich bei sich zu Hause aber Casmir (Kajuar) nennt; er soll natürliche Eier legen, obgleich er von die schwarzen Mohren zum Spazierenreiten benutzt wird.“

Die Hauptsehenswürdigkeit für Unkel Bräsig bildete jedoch der Lama. Nach der Beschreibung trägt er „Wolle und Lasten, läßt sich auch reiten und ist sehr flüchtig, ist also gleichsam aus einer Vermischung von Schaf, Kameel und Hirsch entstanden. Dies war mich denn doch ein bißchen zu bunt, darauf konnte ich mir keinen Vers machen; ich denke also, das beste ist, du bestehst ihn dir persönlich. Ich suche ihn und finde ihn. Da steht er: dallobrig (mit gesenkten Ohren), vorne französisch und hinter kuhheßig (Fehler im Sprunggelenk der Pferde) mit 'ner Farbe, die es gar nicht gibt. Wie er mir bemerkt, kommt er piel (pfeilgerade) auf mich los und steckt den Kopf über die Stadetten, legt seine Dallohren zurück und zeigt mir sein Gebiß. Oh, denk' ich, küßt du so einer, der von Natur schon falsch (börsartig) ist, denn sollst du noch falscher werden; ich narr' ihn also, indem ich ihm mit einem Stock auf die Nase kloppe. Seh'n Sie, da wurde dieser Lama doch so boshaftig, daß er ordentlich mit die Beine trampelte. Na, ich hau' ihm noch eins auf die Schnauze; aber da . . .! — Gott soll mich bewahren! — spuckt mich das ensfante Bieft eine stinkerige Salwe über den bloßen Kopf und das Gesicht und die übrigen Kleidungsstücke, daß ich denke, mich sollter die Ohnmachten antreten.“

So hat Frh Reuter unserem Zoologischen Garten in seinen Schriften ein Denkmal gesetzt, indem er seinen Landsmann, den Entpakter Bräsig, hier allerlei spähige Abenteuer erleben ließ. Hoffen wir, daß der Garten seine Pforten bald wieder öffnen möge, damit auch wir uns wieder an den „würllichen wilden Biefstern, wie Affen, Bären und Kameelen“ ergößen können.

## Wärme und tierisches Leben.

Die hohen Temperaturen, denen wir uns in russischen Dampfbädern aussetzen, wären nicht für alle Tiere erträglich. Würde man eine Schildkröte, eine Schlange, einen Frosch oder eine Kröte in ein solches Dampfbad mitnehmen, so würden sie in wenigen Minuten zugrunde gehen. Wir selbst verdanken unsere Fähigkeit, sehr hohen Temperaturen zu widerstehen, nur der starken Verdunstung, die auf der Oberfläche unserer Haut Platz greift und die Körpertemperatur daran verhindert, mehr als wenige Grad zu steigen. Würde man die Haut mit einem wasserdichten Ueberzug versehen, der die Verdunstung hinten hielte, so würden wir gleichfalls an der Temperatursteigerung zugrunde gehen. Auch in einem heißen Wasserbad würden wir, verhinderte uns nicht schon der Schmerz, darin zu verweilen, bei einer Temperatur von nicht viel über 45 Grad Celsius getötet werden. Ein Fisch, Frosch oder Reptil, die wir mit uns ins warme Bad nähmen, würden schon einer Temperatur erliegen, deren Höhe wir noch angenehm empfinden.

Sehen wir von einigen niedrigen Organismen ab, so kann der Mensch eine größere Temperaturpannung vertragen als irgendein anderes Lebewesen. Dagegen ist seine Körperwärme auf einen sehr geringen Spannungsumfang beschränkt. Der Mensch kann nicht leben, wenn seine Körpertemperatur 45 Grad überschreitet; die unterste Grenze ist etwas unsicherer, doch ist es immer verhängnisvoll, wenn sie infolge innerer Ursachen unter 32 bis 33 Grad sinkt, und nur in Fällen von Scheintod sind noch niedrigere Temperaturen beobachtet worden.

Wie bei den tiefen Temperaturgraden, so muß auch bei hohen Temperaturen ein Unterschied gemacht werden zwischen der umgebenden Wärme und der eigenen Körperwärme. Die Methoden der Desinfektion beruhen ja in weitem Umfange darauf, daß zahlreiche Bakterien zwar in kochendem Wasser nicht zugrunde gehen, aber der Einwirkung trodener Hitze von gleicher Höhe nicht widerstehen können. Zahlreiche Fragen, die sich hier erheben, sind noch nicht hinreichend geklärt.

Christian Gottfried Ehrenberg berichtet im Jahre 1858 über die Entdeckung von Infusorien und Radiolarien in den heißen Quellen von Casamicciola auf Ischia, die in Temperaturen von 82 bis 88 Grad leben. Neuere, im Yellowstone-Park an Älgen vorgenommene Untersuchungen bestätigen Ehrenberg's Ergebnisse. Man mag daran erinnern, daß auch zahlreiche Vertreter der Theorie von der Urzeugung in ihrer Ansicht durch die unbezweifelbare Tatsache bestärkt worden sind, daß das Leben in manchen seiner Formen außerordentliche Hitzegrade zu überdauern vermag. So steht es fest, daß zahlreiche winzige Lebewesen, so besonders einige Fäulnisbakterien, bei einer Erhitzung bis zum Siedepunkt nicht zugrunde gehen.

Die Gerinnung des Eiweißes, die wir alle im Festwerden des Weißes in einem gekochten Ei kennen, ist ein Beispiel einer durch Hitze hervorgerufenen bleibenden Veränderung. Während Siegelack unbegrenzt oft geschmolzen und durch Abkühlen wieder zum Hartwerden gebracht werden kann, ist es unmöglich, die Gerinnung von Eiweiß durch Abkühlen wieder rückgängig zu machen; das lebende Protaplasma, dessen wichtigsten Bestandteil das Eiweiß bildet, ist durch diese Veränderung endgültig getötet. Doch gerinnen die verschiedenen Eiweißstoffe bei verschiedenen Temperaturen, und es mag wohl sein, daß für den vielfach zusammengesetzten menschlichen Organismus der Tod bereits eintritt, wenn die empfindlichsten Eiweißstoffe des Nervensystems gerinnen, während die gleiche Temperatur für die niedrigeren Organismen noch nicht schädlich ist.

Sicher ist, daß die höheren Tierarten in ihrer Widerstandsfähigkeit gegen äußere Temperaturen unter sich verschiedene Stufen vertreten. Wenn es auch fast paradox erscheint, so steht doch fest, daß die höheren Tiere mit dem Menschen an der Spitze widerstandsfähiger gegen äußere Temperaturen sind, während auf der anderen Seite für die Innentemperatur, die sich bei ihnen noch mit Leben und Gesundheit verträgt, nur ein sehr geringer Spielraum besteht. Alle die Lebewesen, die zugrundegehen würden, wenn wir sie in ein türkisches Dampfbad mitnähmen, können mit weit verdiedeneren Körpertemperaturen leben, als es der Mensch kann. Das primitivste Mittel der Anpassung oder Ausgleichung gegenüber äußerer Temperatur ist die Regelung der inneren Wärmeezeugung. Der australische Stacheligel, eines der unter den Säugetieren auf der niedrigsten Stufe stehenden Geschöpfe, besitzt keine Schweißdrüsen, und er ist auch nicht imstande, durch beschleunigte Respiration oder Veränderung der Blutzirkulation in der Haut seine Wärmeabgabe zu steigern. Bei einer Steigerung der Außentemperatur von 5 Grad bis auf 35 Grad erhöht sich aber seine Körperwärme nur um 10 Grad. In der kalten Jahreszeit überwintert er, und dabei bleibt seine Körpertemperatur nur um den Bruchteil eines Grades über der umgebenden Luft; er sinkt bis zum Zustand der Kaltblüter hinab, deren Körperwärme sich der Außentemperatur fast so eng anschließt wie die Quecksilbersäule im Thermometer. Eine Uebergangsstufe zu den höher organisierten Tieren stellen die Beuteltiere dar, die sich zwar den äußeren Bedingungen anpassen, aber doch weitergehende Ausgleichsmöglichkeiten haben. Dagegen behalten, wie gesagt, die höheren Säugetiere und der Mensch durch Anpassung der Respiration und der Blutzirkulation, durch die Schweißabsonderung und durch die zur Widerstandsfähigkeit gegen Hitze befähigenden Eigenschaften ihrer Haut ein relatives Gleichmaß ihrer inneren Temperatur gegenüber äußeren Veränderungen.

**Der Nabel der Erde — das Geheimnis der Osterinsel.** Die Osterinsel, das merkwürdige Eiland im südlichen Stillen Ozean mit seinen geheimnisvollen Riesenstatuen, ist seit langem der Gegenstand gelehrter Forschungen und Vermutungen gewesen. Nun behauptet Prof. J. Macmillan Brown, der Ethnologe der Universität von Neuseeland, das Geheimnis nach einer fünfmonatlichen eingehenden Untersuchung gelöst zu haben. Seine überraschende Theorie geht dahin, daß die Osterinsel vor nicht mehr als 400 oder 500 Jahren der Mittelpunkt eines großen Reiches im Stillen Ozean war, dessen Bewohner auf einem Ring von Inselgruppen lebten, und daß dieses große Reich mit seiner ganzen Kultur mit Ausnahme der Osterinsel durch eine furchtbare Naturkatastrophe untergegangen ist. Der Name, mit dem die Eingeborenen die Osterinsel benennen, bedeutet so viel wie „Nabel der Welt“. Diese Benennung wird von dem Gelehrten so gedeutet, daß die Osterinsel im Mittelpunkt des Reiches lag und daher von den Bewohnern dieser untergegangenen Welt für den Mittelpunkt der Erdoberfläche angesehen wurde. Da die Insel in einem der einsamsten Gebiete des Stillen Ozeans liegt, 40 Tage von der Küste von Chile entfernt, so ist es begreiflich, daß auch nicht die geringste Ueberlieferung von dem Untergang dieses Inselarchipels erhalten geblieben ist.

Das Geheimnis der Osterinsel liegt bekanntlich in ihren Monumenten. Das sind hohe Bildwerke, roh in menschlicher Form gestaltet, die auf großen steinernen Plattformen stehen, unter denen in kleinen viereckigen Oeffnungen die Knochen der Toten beigelegt wurden. Es gibt etwa 10 solcher großen Statuen, die bis zu 70 Fuß hoch sind, und 400 bis 500 solcher gewaltigen Steinbasen, die als Fundament für die Statuen geschaffen wurden. Einige der seltsamen Denkmäler sind noch nicht vollendet, sondern liegen, wie wenn die Arbeit an ihnen plötzlich unterbrochen wäre, herum oder sind gerade auf die Plattformen gebracht, um abgestellt zu werden. Das ist ein Beweis dafür, daß des Werk ganz plötzlich unterbrochen wurde, und dies kann nur durch eine jäh hereinbrechende Naturkatastrophe erfolgt sein. „Alle die Statuen“, so erklärt Professor Brown in der *Audand Press*, „wurden aus einem Steinblock ausgehauen, und zwar stammen diese Steine von den Felsabhängungen eines Kraters. Einige Statuen stehen noch halb beendet in den Felsstümpfen, und rund um sie herum liegen die altertümlichen Steinwerkzeuge, mit denen das Bildhauerwerk vollbracht wurde. Manche dieser Figuren tragen riesige rote Tuffsteinhüte, die zwischen 3 und 4 Tonnen wiegen. Wie diese Hüte auf die Köpfe der Figuren kamen, ist ein Geheimnis, und ebenso unerklärlich ist der Bau der Plattformen, von denen einige 500 Fuß lang sind und die aus großen Steinblöcken aufgeführt wurden, ähnlich wie die Tempel der Inkas in Peru. Es gibt nichts Ähnliches sonst in dem weiten Gebiet des Stillen Ozeans. Der Tuffstein, der ein weiches vulkanisches Felsgebilde ist, weist vielleicht auf die Katastrophe hin.“

Die Insel, die etwa 50 englische Quadratmeilen groß ist und heute nur von 300 Eingeborenen und 2 Weißen bewohnt ist, ist ein ödes Gebiet ohne Ströme, dessen Wasser nur von den vulkanischen Kratern gewonnen werden kann oder von ärmlichen Quellen an der Küste. Die Vegetation ist spärlich, ebenso die Tierwelt, und es können hier nie viele Menschen gelebt haben. Die Denkmäler müssen von Tausenden von Arbeitern aufgeführt worden sein, die von den Inseln kamen, die einzeln rings um die Osterinsel lagen und für die die Nahrung in Booten nach der Insel geschafft wurde. Die Herrscher des untergegangenen großen Reiches begraben auf dieser im Mittelpunkt gelegenen Insel ihre berühmten Toten. Als durch die plötzliche Katastrophe das ganze Reich verschwand, blieben die Arbeiter auf der Insel in einem verzweifelten Zustand zurück, fielen vor Hunger einander an und wurden zu Menschenfressern, bis sie alle zugrunde gingen.

## Naturwissenschaft

**Schildkröten als Reittiere.** Der Tierarzt E. J. Stuart aus Perth in Westaustralien, der im Jahre 1917 die zum großen Teil noch unbekanntes Nordwestküste Australiens von Broome bis Wyndham auf einem kleinen Schoner besuchte, ist kürzlich in London eingetroffen und hat in dem dortigen Australi-House eine Ausstellung der Fundstücke, die er mitgebracht hat, eröffnet. Auf seiner Reise bot sich ihm Gelegenheit, als Augenzeuge die oft angezeigten Erzählungen von den auf Schildkröten reitenden Eingeborenen bestätigt zu finden. Stuart ist im Besitz von Photographien, die er an Ort und Stelle aufnahm, und auf denen die auf Schildkröten reitenden Eingeborenen im Bilde zu sehen sind. Die Reittiere sind freilich, wie er erklärt, im allgemeinen nur ein von den Eingeborenen betriebener spahhafter Sport. Sie dient indessen bisweilen auch praktischen Zwecken. Beispielsweise bedienen sich die Perlsucher des Kniffs, einen Arm unter eine am Grunde ruhende Schildkröte zu schieben, sich auf deren Rücken zu schwingen und sich so bequem an die Oberfläche tragen zu lassen. Stuart hat von seiner Reise eine Anzahl Fische mitgebracht, die er für unbekannt hält, darunter einen Fisch von schmäler Gestalt und mit plumpem Maul, der fähig sein soll, Bäume zu erklettern, und einen andern, der im Interesse seiner Ernährung mit einem natürlichen Köder versehen ist, den er aus dem Munde zu schleudern pflegt. Der Fisch, der auf den Köder anbeißt, wird sofort verschlungen. Die Eingeborenen der Gegend sehen auf sehr primitiver Stufe. Sie gehen vollständig nackt und schlafen auch im

Freien, ohne sich zu bedecken. Häuter und Hütten sind unbekannt; nur wenn es stark regnet, suchen sich die Leute in Höhlen vor der Nässe zu schützen. Es sind überaus treffliche Speerwerfer; sie verstehen es, auf eine Entfernung von über 30 Meter ein Ränguruh zur Strecke zu bringen. Große Gefahren bereiten dem Reisenden die zu furchtbarer Höhe aufsteigenden Flutwellen, für die die Küste berüchtigt ist. Einmal stieg die Flut im Verlauf von sechs Stunden gegen 40 Meter; der kleine Schoner wurde wie eine Korkeiherle umhergeworfen und drohte jeden Augenblick an den 300 Meter hohen Klippen der Küste zu zerschellen.

## Völkerkunde

Ein geheimnisvolles Volk in Labrador. Der amerikanische Nordpolforscher G. W. Sathorne-hardy hat im vorigen Jahre den nördlichen Teil der großen Halbinsel Labrador untersucht und veröffentlicht jezt seine Ergebnisse. Seit etwa zehn Jahren ist ein deutliches Aussterben oder Abwandern der Eskimos in Labrador zu beobachten. In früherer Zeit, ohne daß man jedoch sagen könnte in welchem Jahrhundert, hat es dort oben noch ein anderes Volk von fremder Rasse gegeben, das in der Ueberlieferung der Eskimos als *Tunnit* oder *Tunnel* bezeichnet wird. Die Leute waren von fremdartigem Wesen und von großem Körperbau. Sie waren auf Schiffen von weiter Ferne gekommen und hatten ihre Wohnsitze an der Küste, während die Eskimos mehr die Fjähren oder Buchten bevorzugten. Ihre Häuser, von denen noch Reste vorhanden sind, waren viereckig, nicht rund wie die Hütten der Eskimos. Waffen und Gerätschaften finden sich noch vor, sie sind aus Stein, zeigen aber Anklänge an Geräte, die ursprünglich aus Metall hergestellt waren. Diese Fremdlinge sind aus dem Lande verschwunden. Man nimmt an, daß sie nach Verlust ihrer Schiffe, die sie in dem holzarmen Lande nicht ersetzen konnten, entweder weiter gewandert oder ausgestorben sind. Man fühlt sich versucht, an Leute europäischer Abkunft zu denken, die dorthin verschlagen wurden. Bekanntlich haben in vorkolumbischer Zeit schon Normannen von Grönland aus Amerika entdeckt; es könnten aber auch Norweger aus späterer Zeit gewesen sein, von denen jede Kunde in Europa und Amerika verschollen ist.

## Himmelskunde

**Die Entstehung der Asteroiden.** Von diesen kleinen Planeten, die sich zwischen Mars und Jupiter um die Sonne bewegen, kennt man jezt schon etwa tausend Stück. Ueber die Entstehung des eigenartigen Ringes kleiner Weltkörper gibt es verschiedene Vermutungen. Die älteste beruht auf der Laplace'schen Nebeltheorie. Man nimmt an, daß bei der Bildung eines neuen Weltkörpers, auf welche dort die Entwicklung eigentlich lossteuerte, durch die Nähe des großen Jupiter Störungen eintreten, so daß die Zusammenballung zu einem Planeten nicht zu Ende kam. Dem steht allerdings die Tatsache entgegen, daß der Jupiter selbst von mehreren Satelliten umgeben ist, die größer sind als die Asteroiden. Auch die Vermutung, daß die Asteroiden aus Kometen entstanden wären, die der Jupiter auf ihrer Bahn aus dem Weltall eingefangen hätte, begegnet berechtigten Zweifeln; es ist auf diese Weise nicht zu erklären, wieso gerade die Asteroiden sämtlich auf der Innenseite des Jupiter verammelt sind und warum einige Gruppen sich dem Jupiter äußerst nahe um die Sonne schwingen. Ebenso wenig begründet erscheint die Ansicht, daß die Asteroiden Teile des Jupiter sein könnten, die er auf dem Wege einer oder mehrerer Eruptionen von sich geschleudert hat. Der Astronom Olbers war schon 1802, als man erst zwei der Asteroiden kannte, der Ansicht, daß ursprünglich sich zwischen Mars und Jupiter ein Planet um die Sonne bewegt haben müsse, der dann durch eine Explosion zersprengt wäre. Dieser Ansicht haben sich später andere Astronomen angeschlossen, nur nehmen sie statt einer Explosion deren mehrere aufeinanderfolgende an. Neuerdings vertritt diese Idee ein Japaner Hiranama. Dieser stützt sich besonders darauf, daß viele Asteroiden oftmals ihren Glanz ändern, was auf eine unregelmäßige Form hindeutet, wie sie durch Explosionen wohl entstehen kann. Auch kann man in den Asteroiden vier bis fünf Gruppen, die jede aus etwa fünfzehn Sternen bestehen, unterscheiden. Hiranama meint, daß die Explosionen allmählich an Stärke abgenommen haben, wodurch diese Gruppen sich erklären ließen. Der ursprüngliche Planet, dessen Trümmer jezt die Asteroiden darstellen, muß ungewöhnlich klein gewesen sein, denn die Masse aller bekannten Asteroiden zusammen bildet nur den zweitausendsten Teil der Erdmasse; allerdings wissen wir nicht, wie viele Trümmerstücke der Jupiter oder die Sonne, vielleicht auch Mars, Erde, Mond usw. verschluckt haben.

## Technik

Wann wurde der Füllfederhalter erfunden? Die ersten deutschen Füllfederhalter, sogenannte „Reißfederschreiber“, wurden 1780 von dem in Leipzig ansässigen Mechaniker Scheller konstruiert und zum Preise von zehn Groschen das Stück in den Handel gebracht. Nach einer im Jahrgang 1791 des Gohaus'schen Hofkalenders erschienenen Beschreibung bestanden sie aus einer durch Schraubendeckel verschließbaren Messingröhre, in der vorn ein Federtiel steckte. Der letztere hat eine kleine Oeffnung, durch welche die in der Messingröhre befindliche Tinte beim Schreiben ausstieß und die nach gemachtem Gebrauch durch Einsteden eines kleinen Metallstiftes verschlossen werden konnte.